5 Pfennig. Vormittags-Ausgabe.

Kriegs-Zeitung

5 Pfennig. Vormittags-Ausgabe.

General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen

Verlagsgebäude: Gr. Ulrichstr. 16, Ecke Dachritzstr. 12 bis 14 bezw. Hölbergasse 1. Eingang für Verlag, Expedition und Druckerei: Dachritzstraße; für Redaktion: Gr. Ulrichstr. 16. — Fernsprechanschlüsse: Verlag Nr. 121. Redaktion Nr. 423, Expedition und Druckerei Nr. 512. — Hauptfilialen: Obere Leipzigerstr. 34 (Tel. Nr. 1353) und Murstr. 7, in Giebichenstein (Tel. Nr. 1405). — Verantwortlich für die Redaktion: Walter Writting in Halle a. S.

Nummer 139 — Halle a. S., Sonntag, den 10. Januar — 1915

Belgrad zum zweiten Male belagert.

(z. B.) Zürich, 9. Januar. Nach Berichten aus dem serbischen Hauptquartier, die von der Agentur Havas in der Schweiz verbreitet werden, bestätigt sich eine Ofenpester Nachricht von dem Wiederangriff der Oesterreicher auf Belgrad. Die Agentur meldet, daß das serbische Hauptquartier nach Nisch zurückverlegt worden ist, wo auch der König aus Belgrad wieder eingetroffen ist.

Fortdauernder Geschützkampf in Südpolen.

W. T. B. Wien, 9. Januar. Amtlich wird verlautbart:

In Westgalizien, wo sich die Gegner zumeist bis auf die nächste Distanz gegenüberstehen, wurde gestern ein Nachtangriff des Feindes auf den Höhen nordwestlich Jakliczyn abgewiesen. Nördlich der Weichsel dauert der Geschützkampf an. Die Kirche einer größeren Ortschaft in Russisch-Polen mußte gestern in Brand geschossen werden, da die Russen auf dem Kirchturm Maschinengewehre aufgestellt hatten. In der südlichen Bukowina und in den Karpathen nur Plänkeleien.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes v. Hoefer, Feldmarschalleutnant.

Die Fortschritte in Polen.

Wien, 9. Januar. Der militärische Mitarbeiter der „Grazer Tagespost" schreibt über die Kriegslage: In den Waldkarpathen wird weitergekämpft. In der Linie Gorlice—Tarnow wie an der unteren Nida hatte auch gestern die schwere Artillerie das Wort. Die Russen haben nach den furchtbaren Angriffen der letzten Woche schwere Artillerie, vermutlich vom Przemysler Belagerungskorps, herangebracht und versuchen, unsere starken Stellungen an dem Dunajec, an der Biala und Nida durch große Kaliber niederzukämpfen. Unsere Motorbatterien werden die Antwort nicht schuldig bleiben. In Nordpolen haben sich die Deutschen in den Besitz der russischen Hauptstellung zwischen der unteren Rawka und der etwa sechs Kilometer östlich davon fließenden Sucha gesetzt. Zwischen der Sucha und der nordwestlich davon gleichfalls in die Bzura mündenden Pria schreitet der deutsche Angriff fort. Er kann sich hier auf die eroberten Ortschaften Kozlow-Biskupi stützen. Die in den letzten Tagen von den Deutschen erkämpften Fortschritte sind von großer Bedeutung. („B. Z.")

Vor der Entscheidung bei Warschau.

(z. B.) **Wien**, 9. Januar. In einem Odessaer Blatte kommentiert der militärische Mitarbeiter die Lage um Warschau und versichert, aus vorzüglicher Quelle erfahren zu haben, daß die russische Heeresleitung im Bereiche von Warschau eine entscheidende Schlacht zu liefern gedenke. Daher fänden dort ganz außerordentliche Truppenzusammenziehungen statt, namentlich aus den in den letzten Tagen frei gewordenen Truppenbeständen. Immerhin dürfe man sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß, was man nach den letzten Rückzügen der Verbündeten niemals für möglich erachtet hätte, Warschau neuerdings zum Mittelpunkt schwerwiegender kriegerischer Aktionen würde, die vielleicht sogar einen ganzen Abschnitt des Krieges entscheiden könnten. Krakauer Blätter berichten aus Warschau, daß sich die deutsche Offensive in Polen am heftigsten auf der Linie Bolimow—Miedniewice entwickle. In Warschau herrsche resignierte Stimmung. Private Meldungen lauten dahin, daß eine wahre Massenflucht aus Warschau eingesetzt habe. Das Ziel der Auswanderung sei Moskau, wo bereits große Arbeitslosigkeit und Notlage beständen.

Der russische Generalstab über Przemysl.

Haag, 9. Januar. Der russische offiziöse Bericht warnt vor der Hoffnung auf eine schnelle Uebergabe der Festung Przemysl, da die Artillerie der Forts eine sehr gute und die Besatzung offenbar bester Hoffnung sei. („Z. N.")

Die Wirkung des türkischen Angriffes.

(z. B.) **Genf**, 9. Januar. Der „Matin" meldet aus Petersburg: Die russische Offensive in Südpolen und in Galizien ist durch überlegene feindliche Kräfte wieder aufgehalten worden. Der Vorstoß der Türken im Kaukasus veranlaßt Rußland zu Abwehrmaßnahmen, die vorläufig der Zentralmächten eine fühlbare Erleichterung schaffen müssen.

Die letzten russischen Reserven.

Kopenhagen, 9. Januar. Wie aus Petersburg gemeldet wird, hat die Einberufung der letzten zwei Jahrgänge der Reichswehr lebhafte Beunruhigung, ja geradezu Bestürzung hervorgerufen. Man erfährt aus dieser Maßregel der Regierung, daß die angeblich unerschöpflichen Reserven Rußlands nun ihrem Ende zuzugehen scheinen. Die Einberufung der Reichswehr hat schwere Folgen für das wirtschaftliche Leben nach sich gezogen und allenthalben Stockungen im Handel und in der Industrie zur Folge gehabt. Da jetzt die Reichswehr vollständig zu den Waffen gerufen wird, fürchtet man ein vollständiges Darniederliegen der russischen Volkswirtschaft. Durch die Einberufung dieser letzten Reserven wird es nun auch offenkundig, daß die russische Armee ungeheure Verluste gehabt haben muß. Verluste, die bisher zum großen Teil geheim gehalten worden sind und von deren Umfang man auch nicht annähernd bisher geahnt hat. („B. Z.")

Die Rechtlosigkeit der Deutschen und Oesterreicher in Rußland.

(W. T. B.) **Kopenhagen**, 9. Januar. Der Petersburger „Wjestsch" hat eine Mitteilung über den Erlaß des russischen Ministeriums des Innern wegen der Behandlung des Eigentums in Rußland verstorbener Staatsangehöriger Deutschlands oder Oesterreich-Ungarns veröffentlicht. Danach soll deutsches Eigentum in Rußland unter dem Schutz der gesetzlich zuständigen russischen Behörden bleiben und nicht an Konsuls oder konsularische Agenten anderer Staaten ausgehändigt werden. Die Provinzgouverneure sind nicht verpflichtet, dem Ministerium des Aeußern oder einem Konsul einer fremden Macht von dem Ableben eines deutschen oder österreichisch-ungarischen Staatsangehörigen Kenntnis zu geben oder das Ministerium des Aeußern mittels Urkunden über solche Todesfälle oder über Einzelheiten über den Nachlaß zu benachrichtigen.

Der Fliegerkrieg an der Küste.

(z. B.) **London**, 9. Januar. Nach hier vorliegenden Informationen an der Front in Nordfrankreich ist abermals eine Taube über Hazebrouck erschienen, die aus der Richtung von Strazeele kam. Sie schleuderte drei Bomben herunter, die jedoch nur Materialschaden anrichteten. Trotz heftigen Bombardements und trotz sofort aufgenommener Verfolgung seitens englischer Flieger gelang es der Taube, zu entkommen. Auch über Armentières sind von neuem deutsche Flieger erschienen, die auf den Bahnhof Bomben herunterschleuderten und ihn schwer beschädigten. Kurz nach dem Erscheinen der Flieger wurde deutscherseits die Stadt von schwerer Artillerie beschossen. Etwa zehn Geschosse trafen Häuser, überall große Verwüstungen anrichtend.

„Daily Chronicle" meldet: Deutsche Flugzeuge erschienen neuerdings über Dünkirchen und warfen mehrere Bomben ab. Getötet wurde niemand. Zwei andere Flugzeuge erschienen über Furnes.

Amsterdam, 9. Januar. Das „Allgemeen Handelsblad" meldet aus Sluis: Gestern vormittag erschienen vier Flugzeuge der Verbündeten aus südlicher Richtung über der Grenze, auf welche die Deutschen Artilleriesalven abgaben. Treffer wurden nicht wahrgenommen. Die vier Flugzeuge verschwanden in der Richtung auf Heyst. (W. T. B.)

Der Kampf an der Lys.

Amsterdam, 9. Januar. Dem Bericht eines Augenzeugen im englischen Heere ist zu entnehmen, daß während der letzten Tage das Wetter im westlichen Ueberschwemmungsgebiet wieder mild, aber sehr feucht war. Die Lys ist größtenteils über die Ufer getreten, so daß stellenweise beide Parteien ihre Laufgräben räumen mußten. Dem feuchten Lehmboden konnten selbst die dichten Schuhsohlen nicht widerstehen. Um so trocken wie möglich zu bleiben, gehen die Mannschaften meistens barfuß durch die langen Verbindungsaufgräben und ziehen die Schuhe erst wieder an, wenn sie in die trockenen vorderen Gräben kommen. („B. Z.")

Ruhepause in den Küstenkämpfen.

Rotterdam, 9. Januar. Der Kriegsberichterstatter der „Times" meldet aus Nordfrankreich, daß seit drei Tagen an der Küste südlich von Dixmude alles ruhig sei. — Aus Sluis wird gemeldet, daß in den letzten drei Tagen kein Kanonendonner mehr in der Richtung Westende gehört wird, ist offenbar dem schlechten Wetter und den unganghaften Wegen zuzuschreiben. („B. Z.")

Die Kämpfe in den Argonnen.

(z. B.) **Amsterdam**, 9. Januar. Die Londoner „Times" veröffentlicht einen Bericht ihres sich hinter dem Zentrum der Verbündeten aufhaltenden Korrespondenten vom 5. Januar. In diesem sicherlich nicht der Deutschfreundlichkeit verdächtigen Bericht heißt es über die Kämpfe in der Argonnen: Nirgends ist der deutsche Angriff wuchtiger gewesen als hier an den Ufern der Maas. Man muß die Kampfesart der Deutschen bewundern. Sie haben sich der eigenartigen Kriegführung, die dieses schwierige Terrain verlangt, mit einer größeren Selbstverständlichkeit angepaßt, als man je von ihnen erwartet hätte. Der Korrespondent warnt vor der Annahme, die Deutschen hätten nicht genügend Munition. Die Artillerie könne im Walde nicht nach Belieben hin und her geschoben werden, außerhalb des Waldes dauerten die Artilleriedueller genau so fort, wie zuvor im Walde. Aber gewöhnlich entscheide die blanke Waffe. So komme es auch, daß in den offiziellen Berichten dieselben Orte immer wieder auftauchen. Täglich höre man von La Grurie, Tour de Paris, St. Hubert usw. Alle diese Plätze hätten großen strategischen Wert.

Frankreichs beginnende Finanznot.

London, 9. Januar. Die Bank von England fordert mit Zustimmung der englischen Regierung zur Zeichnung einer französischen Anleihe im Betrage von 10 Millionen Pfd. Sterl. auf. (W. T. B.)

Lord Haldane über Englands schwere Aufgabe.

London, 9. Januar. Im Oberhause sagte Lord Haldane bei der Erörterung der militärischen Lage: Die Aufforderung zum Heeresdienst wurde mustergültig beantwortet. Es sei kein Grund vorhanden, vorher zu sagen, daß das Prinzip der freiwilligen Dienstes einen Fehlschritt bedeuten würde. Falls die Notwendigkeit der Dienstpflicht erwiesen sei, füge die Regierung sich der Notwendigkeit. Haldane fuhr fort: Wir kämpfen für die nationale Existenz. Nur ein Sieg, der die Wiederkehr des früheren Zustandes ausschließt, kann als befriedigend gelten. Die dem Lande gestellte Aufgabe ist sehr schwer, aber keine Mühe und keine Hilfsquellen des Landes sollen gespart werden, um die große Aufgabe zu einem glücklichen Ende zu führen.

32 englische Fischdampfer verloren.

London, 9. Januar. Seit Ausbruch des Krieges sind 32 Fischdampfer aus Grimsby verloren gegangen.

Türkische Kampfbeute.

(W. T. B.) **Konstantinopel**, 9. Januar. Wie gemeldet wird, sind sechs den Russen abgenommene Maschinengewehre, 500 Gewehre mit Munition und 450 russische Gefangene von Ulch nach Nameroan (?) gesandt worden. Ein anderer Transport russischer Gefangener, 285 Soldaten und fünf Offiziere, sind in Erzerum angelangt.

Italienisch-griechische Verstimmung.

(z. B.) **Rom**, 9. Januar. Ungeachtet der Erklärung des hiesigen griechischen Gesandten, daß der Kreuzer „Hellas" ausschließlich zum Schutze der griechischen Staatsangehörigen nach Turaso gesendet worden ist, wiederholt die „Tribuna" ihre Einwände gegen die Maßregel der griechischen Regierung. Die Entsendung des Schiffes erscheint deshalb genannter Blatte rätselhaft und überflüssig, da die italienischen Schiffe auch den Griechen ausreichenden Schutz gewähren und die Gefahr für die Fremden überhaupt schon vorüber sei.

Verhaftung Deutscher in Japan.

London, 9. Januar. Die „Morningpost" meldet aus Tokio, daß die dortige Staatsanwaltschaft verschiedene hervorragende Mitglieder der deutschen Kolonie hat verhaften und ins Gefängnis werfen lassen. Es handelt sich um den Präsidenten der Nickelkompagnie, Herrn Holstein, und um den Chef eines großen Exportbankes. Die Herren sind beschuldigt, nach Ausbruch des Krieges die deutschen Kreuzer im pazifischen Ozean begünstigt und ihnen auf irgendwelche Weise Kohlen zugeführt zu haben. (T. U.)

Die Deutschen vom Bismarck-Archipel.

Sidney, 9. Januar. (Reuter.) Die Deutschen reisen von Herbertshöhe am 16. Januar mit dem Dampfer „Sonoma" nach San Francisco ab. Bei der Uebergabe der Insel wurde vereinbart, daß der Gouverneur und die Zivilbeamten gegen Ehrenwort nach Deutschland zurückkehren dürfen. 101 deutsche Familien beabsichtigen, mit der „Sonoma" zu reisen. (W. T. B.)

2 Offiziere aus dem Torgauer Gefangenenlager entwichen.

(W. T. B.) **Torgau**, 9. Januar. In der Nacht vom 8. zum 9. Januar sind aus dem Gefangenenlager Fort Zinna bei Torgau die kriegsgefangenen Offiziere Oberleutnant de Moustier vom 31. Kolonial-Infanterie-Regiment und Leutnant Waharte vom 104. Infanterie-Regiment entwichen. Das Signalement der beiden ist folgendes: De Moustier, 1,70 groß, schlank und schwarzer Schnurrbart. Waharte 1,68 groß, kurz geschorenes Haar und roter Schnurrbart, trägt wahrscheinlich blauen Pelerinenmantel. Einer der beiden spricht deutsch.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191501101/fragment/page=0001

Der Bericht des Großen Hauptquartiers

vom 9. Januar.

(W. T. B.) Großes Hauptquartier, 9. Januar, vormittags.

Westlicher Kriegsschauplatz: Die ungünstige Witterung, zeitweise wolkenbruchartiger Regen mit Gewitter, hielt auch gestern an. Die Lys trat an einzelnen Stellen über ihre Ufer.

Mehrere feindliche Angriffe nordöstlich Soissons wurden unter erheblichen Verlusten für die Franzosen zurückgeschlagen. Ein französischer Angriff bei Perthes (nördlich des Lagers von Châlons) wurde unter schweren Verlusten für den Feind abgewiesen.

Im Osteil der Argonnen machten unsere Truppen einen erfolgreichen Sturmangriff, nahmen 1200 Franzosen gefangen und erbeuteten einige Minenwerfer und einen Bronzemörser; schlesische Jäger, ein lothringisches Bataillon und hessische Landwehr zeichneten sich hierbei aus. Ein vorgeschobener, von uns nicht besetzter Graben bei Flirey wurde in dem Augenblick gesprengt, in dem die Franzosen von ihm Besitz genommen hatten. Die ganze französische Besatzung wurde vernichtet.

Westlich und südlich Senuheim änderte sich nichts. Die Franzosen wurden aus Oberburnhaupt und dem vorgelagerten Graben in ihre Stellungen zurückgeworfen und ließen über 190 Mann in unseren Händen.

Oestlicher Kriegsschauplatz: Die Lage ist bei anhaltend schlechtem Wetter unverändert. Unsere Beute vom 7. Januar hat sich auf 2000 Gefangene und sieben Maschinengewehre erhöht.

Oberste Heeresleitung.

Deutsche Zuversicht in Frankreich.

Von Oberst Gufe.

....., Frankreich, Ende Dezember 1914.

Fast 4 Monate ist es hier, seit ich schrieb: Meine Zuversicht wird immer größer, daß meine nach den letzten französischen Manövern ausgesprochene Voraussage, wir würden die französische Armee bei einem demnächstigen Zusammenstoß glatt überlaufen, zur Wahrheit werde. Insgemein will es scheinen, als hätte meine Voraussage getrogen; denn noch immer stehen uns die Franzosen in drohender Haltung gegenüber. Noch steht ihr gewaltiger Festungsgürtel Belfort-Verdun ungebrochen; noch ist Paris in ihrer Hand und noch sind wir nicht in der Lage, ihnen den Frieden zu diktieren, den wir brauchen, wollen wir fürder in Ruhe leben.

Aber dieser Gegensatz ist nur scheinbar, nur scheinbar die Ohnmacht der Feind, der transzösischen mit dem deutschen Heere. In Wirklichkeit liegen die Dinge anders; im Sinne meiner damaligen Voraussage. Wo deutsche und französische Armeen im offenen Felde zusammengestoßen sind, ist der Kampf fast immer zu verlaufen, wie ich es vorausgesehen hatte. Wohl nie, so lange es Kriege gibt, gab es eine von rücksichtsloser Angriffslust, nein Angriffswut beseelte Armee als die deutsche in den denkwürdigen Augusttagen in Frankreich, die alles vor sich niederwarf, was sich ihr in den Weg stellte, von Sieg zu Sieg stürmte und Stellungen wie den berühmten Maasabschnitt, den alle Welt für unüberwindlich gehalten, geradezu spielend nahm.

Woher denn nun aber der Umschwung, wird man fragen, der unserm rücksichtslosen Vorwärtsstürmen ein Ziel setzte und uns zur Verteidigung zwang, wo wir früher angegriffen hatten? Die Ursache liegt auf politischem Gebiet. Wohl waren wir auf einen Krieg gegen zwei Fronten gefaßt und vorbereitet, nicht aber darauf, daß Rußland bei Ausbruch des Krieges tatsächlich, wie es der Fall war, mobil an unsern Grenzen stehen würde. Wer nur einen Augenblick sich überlegt, was letzterer Umstand im Hinblick auf unsere so überaus ungünstige östliche Grenze bedeutet, wie es uns zwingt, daß wir nicht bloß von Luf nach Ratibor gegenzen Linie Millionen russischer Soldaten standen, bereit, sich auf das nur zehn Tagemärsche entfernte Berlin zu stürzen, der wird staunen, daß es den in Frankreich stehenden Heeren gelungen ist, das fertzubalten, was sie in einem Siegeslauf ohnegleichen in wenigen Wochen errungen, obgleich Rußland uns zwang, sie wesentlich zu schwächen.

Wohl war es schmerzlich, aus der glänzenden von Sieg zu Sieg stürmenden Angriffsschreitweise in die Verteidigung überzugehen. Aber gerade da offenbarte sich der innere Wert des deutschen Heeres im schönsten Licht. Was anfangs unerträglich schien, wird jetzt willig und mit vertrauensvoller Hingebung getragen. Nirgends ein Laut der Klage oder ein Zeichen des Mißmuts. Ueberall auch die äußeren Zeichen williger Hingebung. Unterordnung und Manneszucht. Wenn die Regimenter, in denen die ältesten Jahrgänge zahlreich vertreten sind, abends in die Schützengräben marschieren, sind die Reihen auch bei Reserve- und Landwehr-Regimentern so geschlossen, wie man es im Frieden beim strammsten Linienregiment nicht besser sehen kann, und wenn sie abends heimkehren, dann schallen die alten Heimatlieder so machtvoll zum nächtlichen Himmel empor, daß man sich sagt, diese Armee kann nicht geschlagen werden. Die hält, bis andere Kräfte frei werden und uns wieder den Angriff ermöglichen, der alles vor sich niederwirft.

Daß dem so ist, hat das Korps, dem ich seit Anfang September angehöre, soeben wieder glänzend bewiesen. Zwei Tagen haben die Franzosen versucht, unsere Reihen zu durchbrechen, mit einem wahren Eisenhagel haben sie uns überschüttet. Aber keinen Fuß breit haben sie gewonnen. Im Gegenteil, der Angriff ist auf der ganzen Linie zusammengebrochen und mit gewaltigen Verlusten für sie zurückgeworfen worden. So ist die Unternehmung gescheitert, mit deren siegreicher Durchführung man anscheinend die Stimmung der französischen Kammern zu heben hoffte. Wohl bleibt der Schmerz bestehen um den Verlust von Tausenden und Abertausenden unserer besten Söhne und das sorgende Sehnen der gewaltigen getrennten Familienglieder zu einander. Aber der Blick in die Zukunft, der manchem dunkel erschien, erhellt sich. Vor unserer ahnenden Seele steigt das Bild des neuen schöneren Vaterlandes empor, schöner nicht nur an äußerer Machtfülle, sondern vor allem auch an innerem Gewinn.

Kann Rußland ohne die deutsche Industrie auskommen?

Man schreibt uns: Die führende russische Presse, wie „Rjetsch", „Russkoje Slowo" und „Russkija Wjedomosti", bringt Betrachtungen, nach denen Rußlands Wirtschaftsleben jetzt schon vor schier unüberwindlichen Schwierigkeiten steht wegen Mangels an Produkten, die früher lediglich von Deutschland eingeführt wurden. Noch bemerkenswerter ist die Bestätigung von maßgebenden Fachgelehrten, wie z. B. Prof. W. W. Dmitriew, daß Rußland in absehbarer Zeit auch nicht imstande sein werde, einen Ersatz für die aus Deutschland eingeführten Erzeugnisse zu schaffen, die zum Teil völlig unentbehrlich sind. Sowohl in Rußland als auch in England machte sich gleich nach Ausbruch des Krieges der Mangel an optischen Gläsern empfindlich bemerkbar. Und in beiden Ländern ließ sich der Kostbarkeit bemerken, daß man mit den hochwichtigen optischen Instrumenten so lange von Deutschland und namentlich von Jena abhängig geblieben wäre. Ganz ähnlich verhält es sich mit der Anilinfarbe, mit der beide Kriegführenden Staaten ebenfalls auf Deutschland angewiesen waren. In Rußland tröstet man sich sogar damit, daß das alte Kulturland England mit seiner vortrefflichen Industrie und Technik es auch nicht dahin bringen konnte, die benötigte Anilinfarbe herzustellen, die an ein besonderes Prioritätsgesetz gebunden sei. Die Folge davon ist aber die, daß „Rjetsch" nunmehr fragt: „Was soll aus unserer Textilindustrie und aus der weltberühmten englischen werden, wenn beiderseits auf die unbedingt notwendige Anilinfarbe verzichtet werden muß? Viele Farben und Muster lassen sich ohne diese Grundfarbe gar nicht anfertigen. Und im Zusammhange damit wird in beiden Ländern ein Niedergang der bedeutungsvollen Textilfabrikation befürchtet.

Aehnlich liegen die Dinge auf dem Gebiet der Elektrotechnik, die von Berliner, Dessauer und anderen deutschen Großfirmen nach Rußland verpflanzt wurde. Nachdem die Behörden in Petersburg, Moskau und Warschau die elektrotechnischen Betriebe der Ausländer geschlossen haben, sind diese Städte fast in Dunkelheit gehüllt. Prof. Kusnjezow in Petersburg wies nach, daß die aus Schweden bezogenen Gegenstände der elektrotechnischen Industrie auch nicht schwedischen, sondern deutschen Ursprungs seien und somit nur dazu dienten, den Feind zu bereichern, der bislang für 20 Millionen Rubel Erzeugnisse der Elektrotechnik einführte und 50 Millionen Rubel an den elektrischen Betrieben in Rußland verdiente." Fortan soll an Deutsche und womöglich an Fremde überhaupt keine Konzession zur Ausnützung elektrischer Kräfte vergeben und das gesamte russische Beleuchtungswesen nur in russische Hände gelegt werden. Diese Frage ist aber in eine neue Phase getreten, seitdem der Schweizer Gesandte, Eduard Odde, eine Unterhaltung mit Sjolowjow hatte, aus ihm nachwies, daß in den letzten Jahren mehr Schweizer und Franzosen als Deutsche an der Elektrizitäts-Gesellschaft von 1886 beteiligt seien, deren Interessen aufs engste mit den deutschen Gründern und Eignern der Werke zusammenhingen.

In der südrischen Handelswelt ist der Gedanke aufgetaucht, daß aufs neue der Freihafenverkehr eingeführt werden müsse, um die russische Industrie, die die Einfuhr überragt, zu fördern und die Entfaltung der örtlichen Industrie zu beschleunigen, die gewisser ausländischer Erzeugnisse nicht entraten könne. Das Mitglied der Reichsduma, Woirotin, fordert sogar eine vollkreie Einfuhr derjenigen Rohprodukte, die für die südrische Industrie unentbehrlich erscheinen. Dahin gehört seiner Meinung nach vor allem das ausländische Salz, das weit besser sei als das südrische, dessen minderwertige Qualität u. a. die hervorragend guten Fische vom Jenissei auf dem Londoner Markte herabgesetzt habe. Jedenfalls ist zwischen den Zeilen der verschiedenen Betrachtungen über die zukünftige Gestaltung des russischen Wirtschaftslebens unverkennbar der Zweifel herauszulesen, ob die junge russische Industrie ohne den Beistand des Auslandes fertig zu werden imstande sei.

Was eine Elsässerin in Frankreich erlebte.

In seiner Schrift: „Das deutsche Elsaß" gibt Friedrich Lienhard einen Brief wieder, den eine als „Geisel" von den Franzosen internommene, dann aber wieder freigelassene Elsässerin an ihn gerichtet hat. Es heißt darin: Auf unserem Schub durch Frankreich sind wir drei Frauen (Mutter und zwei Töchter) mit den deutschen Kriegsgefangenen transportiert worden. Wir mußten von den Franzosen unsagbar viel Beschimpfungen über uns ergehen lassen; und wir fühlten stets die Wut über die „Untreue" des Elsaß hindurch. Unter den Kriegsgefangenen waren viele Elsässer; sie sollten ursprünglich nach einem Erlaß des französischen Kriegsministers besser als die „Prussiens" behandelt werden. Ein französischer Korporal erzählte uns aber auf der Fahrt, daß es jetzt damit vorbei sei. Einige vom Regiment . . . waren gefangen genommen worden; sie bekamen Schokolade und Zigaretten, weil sie Elsässer waren. Einige Kreteler waren auch von ihnen als Elsässer ausgegeben worden, als sie nun keine elsässische Mundart kannten, kam die Lüge heraus, und mit der Sonderbehandlung war es vorbei. Der Korporal war sehr entrüstet über diese Kameradschaftlichkeit; wir sehr erfreut. Zur „guten Behandlung" unserer Kriegsgefangenen gehörte es, daß ihnen die Franzosen (Gesorte und Volk) soviel als möglich Knöpfe, Tressen, Mützen, Helme, Feldflaschen, kurz, so ziemlich Alles stahlen. Da sah ich mal, wie ein Elsässer in heischer Ruhe vor solchen Zudringlichkeiten am Fenster sich zurückehnte: als ein französischer Soldat gar zu frech wurde, schnellte der Elsässer wütend auf, und ein: „Verdammter Franzosenschaib, gehsche-wach!" sagte den Frechling von dem Abteil fort. Ein Offizier gab mal auf die prahlerischen Reden der Franzosen in ruhigstem Tone sehr gute Antworten. Der Franze fand ein elsässisches Unterstützer sicher nicht meistens darüber, denn fortwährend bestätigte er mit „Recht so, Herr Hauptmann, sagen Sie's denen nur, Herr Hauptmann!" seine Anteilnahme und Freude.

Wir durften nur immer im unbelauschten Augenblick mit den Deutschen sprechen. Aber auch da hörte ich von allen Elsässern vernichtende Antworten über die Franzosen. Es mag ja manche darunter geben, die sich jetzt schwere Artillerie den bis dahin stillen Ort. Als wir wenige Minuten später einen Geschützunterstand in einem Hohlweg besuchten, dröhnte es abermals und zwei Blindgänger lagen nicht vor unseren Füßen. Das war für meinen liebenswürdigen Führer das Signal, mich den Weg zu den Höhen nicht allein gehen zu lassen. Ein Bayer, ein Württemberger, einer aus dem heimatlichen Harz und einer aus Berlin marschierten mit geledenem Gewehr vor mir her. Bis wir nach stundenlangem Suchen durch tiefe Schluchten und dunklen Tannenwald plötzlich vor „Eberleins-Höhe" und „Schmittens-Ruh" standen. Das sind zwei Vogesendörfer, die man zurzeit auch auf den Generalstabskarten nach vergeblich suchen wird, denn sie bestehen erst seit den letzten Augusttagen und haben es aus guten Gründen noch nicht für nötig gehalten ihre Bauplätze der vorläufig noch zuständigen französischen Katastrbehörde vorzulegen. Bewohnt werden sie von den Heinzelmännchen des Wasgenwaldes, geheimnisvollen Wesen, die nach bestimmten Ordensregeln zu leben scheinen. Sie stehen manchmal mitten in der Nacht auf, huschen in Schwärmen über hie Berge dahin und verschwinden in langgestreckten tiefen Laufgräben, in denen gann der eine und andere wohl statuengleich an einem bestimmten Ausguck die Wacht hält, während alle anderen in dunklen Erdhöhlen verschwinden und dort oft gar seltsame Dinge treiben. Sie werfen einander Papierstücke mit mystischen Zeichen zu, sprechen von Königen, die gestochen werden und von Buben, die sie in der Hand haben wollen und selbst von Damen, obwohl doch weit und breit im ganzen Bau davon nichts zu sehen ist. Auch murmeln sie Beschwörungen, bei denen Löwen, Bürger, Augustiner, Mathäser und sogar ein königlicher Hof eine Rolle spielen, und die stets in der Formel „Bräu" endigen. Ein Geheimnis erhellt nur bei einem bestimmten Raum und auch dies ist so vorsichtig abgedeckt, daß beim Oeffnen der Tür nichts davon zu bemerken ist. Im Hintergrunde glaubt man altrömische Grabstellen zu sehen. Denn wie Backöfen übereinandergebaut breiten sich dort Lagerstätten, auf denen, eng aneinandergeschmiegt, ein rundes Dutzend der Heinzelmännchen ruht. Aber ein leiser Ruf, ein kleiner Pfiff genügt, um ganze Rudel der Heinzelmännchen in den Graben hinauszuloden, wo sie mit Gewehr und Bajonett, oder mit dem schußbereiten Gewehr in der gewaltigen Faust Tod und Verderben hinüberjenden auf die Höhen und die Täler, in denen der Feind liegt.

Löcherlich winzig sind oft die Abstände zwischen den beiden Parteien und ungeheuer groß ist gerade hier die Verantwortung der Führer unserer Feldgrauen. Vom ersten Tagen an sahen sie sich hier in den Vogesen den besten französischen Truppenteilen, vor allem den Alpenjägern, gegenüber, die im Hochland von Savoyen ihre Vorbildung für den Kampf in Gebirgsstellungen erhalten haben und von denen nicht wenige es in bezug auf Kühnheit und Unerschrockenheit, auf Schuß- und Treffsicherheit mit unseren besten oberbayerischen Wildschützen aufnehmen. Da gab es oft einen Kampf auf Leben und Tod und Mann gegen Mann, bis jetzt endlich die Elite dieses Korps abgeschlossen zu sein scheint. Sie schlichen von Baum zu Baum und machten tagelang Jagd auf unsere Vorposten. Sie haben Schützen unter sich gehabt, die den Krieg als Sport betrieben und die nicht glücklich waren, wenn sie nicht immerfort lustig darauf loskneallen konnten, gleichviel, was die Munitionsverwaltung zu solchem oft ganz zwecklosen Schießen sagen würde. Da gibt es z. B. jetzt noch einen, von den Unseren der „gottlich" genannt. Der schießt tagaus tagein noch in der Gefangenschaft ihre Eigenschaft als Elsässer benutze machen; viele sind ihrer nicht, bes bin ich sicher. Und die besten sind es auch nicht. Auf den Weg von... nach ..., waren zwei Deserteure unsere Rettung; denn das Volk geriet in Verzückung über diese beiden Schufte, die mit Vive la France-Brüllen ihr Vaterland verleugneten. Als wir später einmal einem anderen von demselben Regiment die beiden Namen nannten (wir sagten sie uns gemerkt), da wunderte der sich gar nicht darüber, es waren eben solche Kumpane. Eine andere schlichte Aeußerung eines Elsässers tröstete uns auch bald darüber. Ein französischer Gendarm bearbeitete ihn fortwährend, warum er mit diesen „Prussiens" gegangen sei: „Ihr hättet alle im Elsaß Revolution machen sollen!" Da antwortete der Bursche ganz schlicht: „Ich habe doch den Preußen gedient." Auf dem Bup de Dome bei Clermont-Ferrand waren wir mit angesehenen Elsässern zusammen. Da hörte man manch kräftig Wörtlein über unsere „Freunde", die Franzosen! Da hat mancher Elsässer unter französischen Fuchtritten sein Deutschtum erkannt!

Die Wahrheitsliebe des Bureaus Reuter.

Von einem ihrer Leser, welcher längere Zeit in London gelebt hat, erhält die „N. Z." folgende Zuschrift:

In letzter Zeit wird in der deutschen Presse fast täglich darüber geklagt, daß das Reuterische Telegraphenbureau in London falsche Nachrichten veröffentlichte, um gegen Deutschland Stimmung zu machen. So verbreitete genanntes Bureau erst kürzlich die Meldung, daß unser Kronprinz in einem französischen Schlosse gefangen hätte. Da ich das Reuterische Bureau gut kenne, ergreife ich die Gelegenheit, Ihnen einige interessante Mitteilungen zu machen. Ich möchte hier gleich bemerken, daß das Reuterische Bureau stets für die Macht tätig ist, welche ihm den höchsten Preis zahlt. Beim Ausbruch des Burenkrieges hatte das erwähnte Bureau mit der Burenregierung ein Abkommen getroffen, infolgedessen die Telegramme des Reuterschen Bureaus gratis nach England befördert wurden. Als Gegenleistung verpflichtete sich das erwähnte Bureau, in burenfreundlichem Sinne zu wirken. Der Chef des Reuterschen Berichterstatterstabes hatte seinen Wohnsitz in Kapstadt, während die anderen Korrespondenten über ganz Südafrika verteilt waren. Der Vertreter des Reuterschen Bureaus in Johannesburg (ein Engländer) ergriff in seinen Berichten für seine Landsleute Partei, was man ihm auch gar nicht verübeln konnte, und erhielt sofort von seinem Vorgesetzten in Kapstadt die Anweisung, in Zukunft seine Berichte stets in burenfreundlichem Sinne abzufassen. Als patriotischer Engländer weigerte er sich, dieser Aufforderung nachzukommen, und trat in die Dienste der Londoner „Daily Mail", welche das vom Reuterschen Bureau mit der Burenregierung getroffene Abkommen veröffentlichte. Zwei oder drei Tage nach der Veröffentlichung richtete Herr Bradshaw, der damalige Sekretär des Reuterschen Bureaus, folgende Zuschrift an die „Daily Mail": „Da Sie etwas zu wissen scheinen, wollen wir Ihnen die ganze Sache sagen: Wenn unsere Berichterstatter in Südafrika von der Burenregierung bestochen worden sind, so können wir nichts dafür. Wir haben unseren Stab in Südafrika reorganisiert und unseren bisherigen Vertreter in Kapstadt nach Neuseeland versetzt." In Neuseeland dürfte der Herr besser besoldet worden sein als in Kapstadt. Daß das Reuterische Bureau damals keinen Prozeß gegen die „Daily Mail" anfrengte, ist wohl der beste Beweis dafür, daß die von genannten Blatte angeführten Tatsachen auf Wahrheit beruhen.

Jetzt will ich noch ein Beispiel anführen, wie im Reuterschen Bureau Berichte „fabriziert" werden. Vor mehreren Jahren ging ein spanischen Hafen Santander ein Schiff mit einer Ladung Dynamit vor Anker. Durch irgendeine Unvorsichtigkeit der Besatzung explodierte die Ladung und richtete in der Stadt großen Schaden an. Am nächsten Morgen verbreitete das Reuterische Bureau ein Telegramm, welches der Vertreter des genannten Bureaus mit dem Bürgermeister von Santander gehabt haben wollte. Die ganze Unterredung war jedoch von Anfang bis Ende erfunden und verdankte ihre Entstehung lediglich der Phantasie des in London weilenden Redakteurs Warson.

Hiermit für heute genug. Vielleicht komme ich später noch einmal auf das Thema „Bureau Reuter" zu sprechen.

Bei den Heinzelmännchen im Wasgenwald.

Oken. Das haben sich die Bewohner der französischen Vogesen gewiß nicht träumen lassen, daß eines schönen Tages vom Col du Hanz herab, dem Grenzpaß zwischen dem französischen und dem deutschen Elsaß, Heinzelmännchen in Wehr und Waffen, grau wie die Feldmäuse und rauh von Sitten und Gebräuchen in ihre Täler herniedersteigen würden, um sich dort und rings auf den einig grünen Hängen gleich den Maulwürfen und Hamstern einzugraben. Hätte man doch von Paris aus stets versichert, daß der Marsch „a Berlin" keinesfalls durch den stillen Frieden der Vogesen vor sich gehen werde und daß die einzige Folge des Revanchekrieges die Wiedergewinnung des ganzen schönen Wasgenwaldes für Frankreich sein würde. So saßen denn auch in den ersten schönen Augusttagen des großen Kriegsjahres 1914 die Sommerfrischler aus Paris und den großen Städten des französischen Ostens noch ganz friedlich in den Hohenkartern am Donon und Climont, als plötzlich im Tale von Belval der Schreckensruf ertönte: „Die Preußen kommen!" Einer ganzen Anzahl wohlhabender Familien, die das einfach für unmöglich hielten, ist denn auch das eigenartige Los erblüht, den modernen Heinzelmännchen des Wasgenwaldes als Kriegsgefangene in die Hände zu fallen, und mit Staunen haben sie es erleben müssen, daß aus den Sommerfrischlern und Wintersportplätzen rings umher im Laufe der Zeit durch bei selbigauen Wühlmäuse gewaltige Festungen gebaut wurden, daß die wehrhaften Maulwürfe hohe und breite Schützengräben vom Tal her über die Höhen führten und daß die mausgrauen Hamster mit wunderbar feiner Nase Korn und Wein, Vieh und Wolle, Holz und Eisen aufspürten und in ihre Hamsterkammern da droben im grünen Waldrevier hineinschafften, so daß sie jetzt dort gar behaglich sitzen.

Den König der Hamster aber lernte ich im schönen Belval am Morgen nach meiner Ankunft in der Person des Korpsfeldintendenten kennen, der die Aufgabe hat, unsere Kriegsbeute zu sichten, zu ordnen und für die Bedürfnisse des Heeres nutzbar zu machen. Ihm hat das hier liegende Korps zu verdanken, daß das in hiesiger Gegend zusammengetriebene Vieh volle hundert Tage den Fleischbedarf des Korps decken half. Zu diesem Zwecke hat er drüben in Strasburg eine eigene Fellschlächterei errichtet und seine Feldbäckereien verarbeiten gleichzeitig das gefundene Mehl. Er hatte auch sehr bald herausgefunden, daß in den großen Wollspinnereien noch gewaltige Vorräte von Wolle lagerten. Und daß wir das schön zugerichtete Holz der Vogesenkämme in den Sägemühlen und Werkstätten nicht ungenützt liegen lassen konnten, war für ihn selbstverständlich. Allein über die Großtaten unserer Militärintendantur will ich mich bei gelegener Zeit noch eingehender verbreiten, denn heute führte mich mein Weg zunächst zu den Hamstern, Maulwürfen und Feldmäusen selber.

Sie stehen gemütlich mit den Heinzelmännchen im Bund, denn anders ist es nicht zu erklären, daß hier und da an den Felsenwänden gleich Schwalbennestern angeklebt und überall versteckt im traulichen Hochwald ganze Herbergerische Gebirgsdörfer in Form zeltender weißer Hochzeitshäuschen und brauner Hochzeitshütten hoch über Thalen entstanden sind. Hier hat unsere ganze Westfront eine Umwelge schöner, praktischer und teilweise sogar künstlerisch durchgeführter Truppenunterkünfte aufzuweisen, aber was hier im Hochwalde der Vogesen, unterstützt und gefördert durch reichliches schönes Bauholz, Fertigeisen und alle erforderlichen Baumaterialien von tüchtigen bayerischen Zimmerleuten, Architekten, Ingenieuren und Oberammergauer Holzschnitzern geschaffen worden ist, steht doch wohl einzig da.

Hier haben sich die Männer aus dem bayerischen Hochland nach Möglichkeit eine zweite Heimat zu schaffen versucht, indem sie ihre Bauweise in den Wasgau verpflanzten. Ich staunend schon die Vogesen, wie mit und trotzdem sich unter den primitivsten Verhältnissen ein Gemeinwesen sich gestalten kann, wenn alle seine Glieder vom Geist der Eintracht und des Friedens, von den gleichen sozialen Gesinnungen und von den gleichen bürgerlichen Tugenden erfüllt sind. Da gibt es keine stinkenden Mißhaufen von den Türen, deren Jauche die Brunnen vergiftet und den Typhus zu einem Erbübel des Landes macht. Da gibt es keine ordensflitternden Maiers und Müllerfamilien, keine ungepflegten Häuser und kein verfallendes Gemäuer. Auch hört man keine keifenden Weiberstimmen im Dorf, noch sitzen Faulenzer im Jünglings- und Mannesalter umher. Sondern in diesen neuen deutschen Gemeinwesen herrscht der wahre Geist der Gleichheit und Brüderlichkeit neben einer Disziplin, von der ein gut Teil noch an die Städte und Dörfer der Umgegend abgegeben werden könnte, ohne daß der gute Geist unserer Feldgrauen darunter irgendwie leiden würde.

Das sind so die Gedanken, mit denen ich erfüllt war, als ich aus meinem Zimmerfenster im Schloß Belval am Morgen des Winterlages den trunkenen Blick über das schöne Tal schweifen ließ.

Aber schon winkt mein freundlicher Hauptmann und Führer, der Namensbetter eines unserer Heitungskönige, und bald danach sausst unser Automobil die Landstraße nach Senones hinab, wo sich das Tal weitet und alles deutsches Land sich bekennt. Denn hier stehen wir auf dem Boden der ehemaligen reichsunmittelbaren Grafschaft Oberstaim, deren uraltes deutsches Grafen- und Fürstenhaus bis zum Ausbruch der französischen Revolution hier regierte. Dann wurde es Frankreich einverleibt. Ein wunderhübsches Schloß mit einem alten Park zeigt noch heute an, daß Senones die Hauptstadt des kleinen deutschen Ländchens war, das wir nun wieder erobert haben. Einer der schönsten Weihnachtsbäume zieht den prachtvollen Speisesaal des Schlosses, in dem einst Voltaire zu Gaste war. Von ihm wird noch ein Brief als Sehenswürdigkeit in der Bibliothek des Schlosses aufbewahrt. Ich hätte ihn gern eingesehen, aber die brave Bibliothekerin hatte ihn beim Einzuge der „Prussiens" an sich genommen und erklärt, daß nur über ihre Leiche hinweg der Weg zu dem Zitzen Papier von der Hand des großen Weltverächters gehe.

Vor dem Schloß erhebt sich eine Denksäule, die von den braven Senonesen aus Anlaß der Jahrhundertfeier des Raubes an deutschem Gut im Jahre 1892 errichtet wurde. Die Bronzetafelette des Obelisken zeigt das Wappen derer von Salm-Salm, zwei gegeneinander schwimmende Salmen.

Bis dahin war der schöne Tag durch nichts gestört, und als wir durch den alten Park zurückwanderten, wurde es mir erdenklich heimatlich ums Herz. Aber dann gab es plötzlich ein paar dumpfe Schläge und hui! hui! pfiffen über unsere Köpfe französische Granaten hinweg. Gleich darauf brachte es in den Arbeiterhäusern der grünen Wollspinnerei von Senones, und ein hundertjähriges Wehgeschrei von Frauen und Kindern zeigte uns das Trügerische dieses Friedens. Zum ersten Male befand sich an diesem Tage seit Beginn des Krieges feindliche

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191501101/fragment/page=0002

Quer durch Rußland zur Zeit des Weltkrieges.

Die Flucht einer Hallenserin vom Schwarzen Meer nach Deutschland.

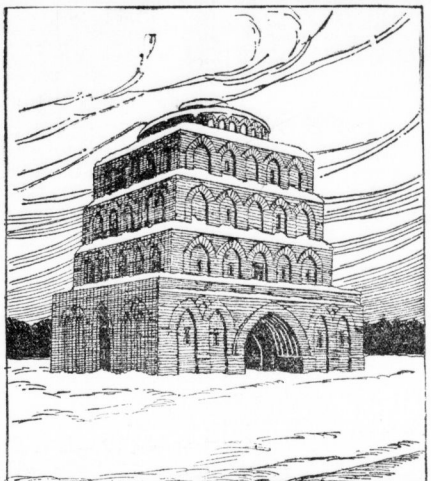
Mitten in unserer wundervollen Sommerfrische am Schwarzen Meer wurden wir aus aller Ruhe und Beschaulichkeit durch den Krieg aufgeschreckt. Wir hatten uns in Sotschi, einem Kurorte, auf der Dampfschiffahrtstrecke Noworossijsk—Batum gelegen, friedlich niedergelassen und bewohnten dort ein Landhaus, das 1½ Stunden vom eigentlichen Kurorte entfernt mitten im dichten Walde lag. Bis Ende Oktober wollten wir dort bleiben, in der herrlichen Natur mit dem tiefblauen Meere zu unseren Füßen, den tropenähnlichen Wäldern um uns herum und den Schneebergen im Hintergrunde. Im Juli war es sehr heiß dort. Oft schwankte die Temperatur zwischen 45 und 49 Grad R. Am schönsten waren an diese Jahreszeit die Abende, wenn der lange Tag mit seinem glutroten Sonnenball im Meere versank, und geheimnisvoll und leise die Nacht ihren sternenbesäten Himmel über die in der feuchtwarmen Luft von unzähligen Tautropfen behangenen Bäume, Sträucher und Gräser wölbte und einen wahren Sternschnuppenregen herniederjagte. Solche Abende, wie wir sie hier verlebten, waren wundervoll. Größere Ausflüge wollten wir erst in den nächsten Monaten unternehmen, sind aber leider nicht dazu gekommen, denn in der letzten Juliwoche wurde es ganz plötzlich recht unruhig um uns herum. Daß wir mehrere Tage oft ohne Zeitungen und Briefschaften blieben, waren wir gewöhnt. Der Dampfer hatte dann eben hohen Seegangs wegen nicht anlegen können, die Post war bis nach Batum mitgenommen und konnte erst auf der Rückfahrt, wenn sich das Meer bis dahin beruhigt hatte, in Sotschi ausgeliefert werden. So ging's uns auch in den ersten Tagen der vierten Juliwoche, und darum hatten wir keine Ahnung, was in der Welt vorging. Vorher waren wir allerdings schon öfter in den Zeitungen manche unbedruckte oder ganz verdruckte Stellen aufgestoßen. Ich fragte, was denn dies vorstellen sollte, und bekam darauf die beruhigende Antwort, daß der weniger gebildete Russe manches falsch auffassen könne; da sei es schon besser, er sehe es gar nicht gedruckt. Da plötzlich eines Morgens in aller Frühe kam aus Sotschi der Befehl, unsere Pferde sollten sofort in den Kurort gebracht werden, da sie im Heeresdienst gebraucht würden. Wir waren alle sehr bestürzt, da wir keine Ahnung hatten von dem, was vor sich ging. Wir fuhren schnell nach Sotschi, und dort erfuhren wir denn, daß es wahrscheinlich Krieg gäbe. An dem Tage gab es auch wieder Zeitungen; die brachten aber herzlich wenig. Wohl sprach man von der Kriegserklärung Oesterreichs an Serbien, und daß es Rußlands Pflicht sei, einem schwachen Lande beizustehen, aber ganze Spalten waren wieder unbedruckt oder verdruckt. Als ich nun den Wunsch aussprach, doch lieber nach Deutschland abzureisen, ehe es zum Krieg käme, wurde ich beruhigt, da der deutsche Kaiser stets als Friedenskaiser gegolten habe und auch in diesem Falle alles aufbieten würde, um Europa den Frieden zu erhalten. Von allen Seiten konnte ich hören, daß es mit Deutschland nicht zum Kriege kommen würde, und als dann am Sonntag, dem 1. August, Deutschlands Kriegserklärung an Rußland laut wurde, wollte es niemand glauben und niemand wußte etwas Genaues. Am selben Abend schon leuchteten aller Augen auf, denn der deutsche Kronprinz, hieß es, sei auf dem Wege nach Petersburg und wolle beim Zaren Abbitte tun. Auch am Montag behauptete sich diese Nachricht noch, und ruhig wurden Briefe und Telegramme auf der Post angenommen, nur mußte man für Depeschen nach Deutschland für jedes Wort statt 11 jetzt 18 Kopeken bezahlen. Mit fiebernder Ungeduld warteten wir auf die nächste Zeitung, die nun doch die von allen Seiten so stark angezweifelte Kriegserklärung bestätigte und gleich dabei fiel man über den deutschen Kronprinzen her, der allein die Schuld am Kriege trage, da er durch seine Drohung, Rußland zu berüben, wenn Deutschland dieses Mal nicht zu den Waffen greife, den Kaiser gezwungen habe, den Frieden zu brechen!

Nun fing die Hetze gegen die Deutschen an, gegen die „Barbaren", die „Mordbrenner", die aus lauter Habgier und Eroberungsgelüsten nicht wußten, mit wem sie zuerst Krieg anfangen sollten. Die Zeitungen waren voll von der bestialischen Behandlungsweise der in Deutschland meist zur Kur weilenden Russen. Gleich nach den ersten Kämpfen wurde bestätigt, daß die Deutschen Dum-Dum-Geschosse gebrauchten, das Rote Kreuz beschössen, wehrlose Frauen und Kinder töteten. So glaubwürdig verstanden die Zeitungen zu schreiben, so anschaulich brachten die fürchterlichsten Bilderbogen dem nicht lesen und schreiben könnenden Russen die Greueltat der „deutschen Barbaren" vor Augen, daß es nicht schwer gefallen ist, das leichtgläubige Volk von den Erzählungen von „Augenzeugen" zu überzeugen. Von den deutschen Siegen drang wenig durch. Daß Lüttich beschossen wurde, erfuhren wir allerdings. Als ich in der dritten Woche mich erkundigte, ob Lüttich denn schon gefallen sei, bekam ich zu hören, daß die Stadt wohl eingenommen sei. Wie es um die Festung stände, wußte man nicht. Uebrigens sei dies schon kein Sieg zu nennen, wenn eine einzige Festung so viel Verluste fordere! Unser Kaiser wurde nicht anders als „Wilgelm" oder „Willi" genannt. Sein Vermögen habe er schon nach Amerika gerettet! Wo er wäre, müßte kein Deutscher. Er habe Deutschland eben „hinein lassen", und die Sozialdemokraten hätten dort jetzt die Oberhand, wären pors Schloß in Berlin gezogen, und unter den Rufen „Nieder mit den Hohenzollern", „Nieder mit dem Krieg" hätten sie die Fenster eingeworfen. Drei Kaisersöhne seien ihren Wunden schon in Brüssel (!) im Lazarett erlegen, darunter auch Prinz Adalbert, der bei dem Vernichtungskampf der deutschen Flotte vor Helgoland verwundet worden sei. Dann liege der Kronprinz schwer verwundet in Aachen, und der Kaiser sei völlig gebrochen vor Gram nach Danzig gebracht. In Deutschland selbst herrsche Hungersnot, und wer irgend könne, wandere aus. Unter den Fahnen ständen alle Männer von 15 bis zu 55 Jahren. Noch dem zu urteilen, was die Zeitungen brachten, stand es also sehr schlecht um Deutschland.

So viel man mir jedoch auch abriet, nicht in das ausgehungerte Land zu fahren, kann ich doch nicht umhin, wie ich vielleicht trotz alledem aus Rußland herauskommen könnte. Solange wir in Sotschi waren, war es unmöglich. Erst konnte man von dort der Truppentransporte wegen lange Zeit nicht weg. Dann gingen nur ganz vereinzelt Dampfer, die so klein waren, daß man mehr tot als lebendig nach Noworossijsk kam. Dort wieder gingen so wenig Züge ab, daß die Reisenden, da die Gasthäuser überfüllt waren, wohl oder übel auf Bänken und Pläcke des Nachts auf der Straße bleiben mußten. Es war ja sehr warm, aber trotzdem hatten wir dazu keine Lust und warteten bis Ende August. Da schien es allerdings die höchste Zeit zu sein, denn die „Breslau" und „Goeben" sollten in der Nähe spuken. Die Furcht davor war groß, und in jedem kleinen Dampfer, der am Horizont auftauchte, vermutete man unsere an die Türkei verkauften Schiffe. In Noworossijsk hatten wir das Glück, sofort einen Zug nach Rostow am Don zu finden.

Gleich am folgenden Tage nach unserer Ankunft in Rostow holte ich mir in der deutschen Pfarre Rat, nachdem ich vergeblich mich nach dem amerikanischen Konsulat umgesehen hatte. In Rostow sei seit einiger Zeit keins mehr, hieß es, ich müßte nach Odessa fahren, wenn ich vom amerikanischen Konsul etwas wissen wollte. Dazu war ich nicht gerade geneigt, und zum Glück erfuhr ich in der Pfarre, daß der dänische Konsul die Interessen der Deutschen vertrete. Ich ging nun zu ihm hin, und zu meinem größten Erstaunen wurde mir auch hier von einer Reise nach Deutschland abgeraten. Man bestätigte mir, daß es schlecht um unser deutsches Vaterland stünde, und ich in Rußland, wo ich doch als Erzieherin in einer Staatsratsfamilie gut aufgehoben wäre, sicherer sei als in dem seinem Untergange entgegengehenden Deutschland. Zunächst wurde ich etwas wankelmütig, dann aber packte mich die Wut. Auf jeden Fall wollte ich jetzt fahren, es koste, was es wolle.

Eine betrübende Wahrnehmung in Rostow ließ auch in mir Bedenken über das Ergehen unseres deutschen Vaterlandes aufkommen. Nach der Schlacht bei Lemberg kamen tagelang österreichische Gefangene in der Stadt an. Doch nicht als Feinde, als Freunde wurden sie empfangen. Hurra wurde ihnen zugerufen, Blumen, Früchte, Erwaten aller Art ihnen gereicht. Geld geschenkt. Und wie gemütlich ging's erst in den Gefangenenlagern zu! Dort half sogar ab und zu der Posten, Don-Kosaken waren es, den Oesterreichern Liebesgaben



Entwurf zu einem Hindenburgturme.

in Empfang zu nehmen, die ihnen reichlich gespendet wurden. Alle waren nur der einen Meinung, daß man die in Galizien gefangengenommenen Oesterreicher unterstützen müßte, denn sie seien Glaubensgenossen und nur zum Kampfe gegen Rußland gezwungen. Damals sprach man allgemein von einer bevorstehenden Schlacht bei Krakau und unheimlich viel Truppen wurden dort hingeschafft. Alle Soldaten waren sehr begeistert, wenn es nach Oesterreich ging. Dagegen wurde jeder Soldat, der an Deutschlands Grenze ging, sehr bedauert. Der käme doch nicht wieder. Trotzdem würde man Deutschland schon klein machen . . .

Lieber wollte ich nun aber mit Deutschland untergehen, als seinem Untergange von Rußland aus zusehen. Außerdem wurden im Haus der Staatsratsfamilie die Stricheleien immer größer. Es war gerade, als ob ich zuletzt noch die Verantwortung für unser ganzes Heer übernehmen sollte. Gerade in der letzten Zeit — es war damals nach der Schlacht bei Tannenberg, die die Russen nicht hindern sollte, in mindestens zwei Wochen in Berlin zu sein (!) — kam es zu manch heftiger Unterhaltung, in der ich von der deutschen und unchrenhaften Kriegführung der Deutschen überzeugt werden sollte, was jedoch stets mißlang. Dazu wurde gereist, die Deutschen sollten alle aus Rußland ausgewiesen werden. Ich ließ meinen Paß in Ordnung bringen und hätte nach drei Tagen schon fahren können, wartete aber noch drei Wochen, da ich mich gerne einem alten Herrn anschließen wollte.

In den letzten Wochen passierte den armen Deutschen noch so manches. Da wurde eine junge deutsche Erzieherin einfach auf die Straße gesetzt, ein alter Herr als Spion verhaftet, weil er während der Revolution nach dem japanisch-russischen Kriege aus dem Fenster geschossen haben sollte! Andere Herren wurden ebenfalls verhaftet, da sie für die deutsche Flotte gesammelt haben sollten, und dabei hat man die Herren keine anderen Beweise bringen können, als daß man bei ihnen die Zeitschrift „Die Flotte" vorgefunden hatte. Am schlimmsten ist es entschieden den deutschen Kolonisten ergangen, die sich dort unten angesiedelt hatten. Vieh und Gerätschaften hat man ihnen genommen, und als sie fragten, wie sie ihre Felder denn bebauen sollten, gab man ihnen zur Antwort, sie hätten doch Hände zur Arbeit! Ich war heilfroh, als endlich Ende September der Reisetag herantam. Noch kurz vor der Abreise suchte man mich zurückzuhalten, da ich unterwegs noch als Spionin verhaftet werden könnte oder wegen der Truppenverschiebungen irgendwo liegen bleiben müßte. Vielleicht wurde sich auch noch einer der nordischen Staaten in den Krieg mischen. Dazu kam das neueste Gerücht, das triumphierend die Landung der englischen Flotte in der Ostsee verbreitete und auf höheren Befehl die Einstellung des Zugverkehrs nach Sibirien bekannt gab. Ich fuhr aber trotzdem ab, und ohne Zwischenfall kam ich am zweiten Tage in Petersburg an, wo ein reges Leben und Treiben herrschte, und man vom Kriege gar nichts merkte. Nur die von den Fenstern herabgerissenen und mit Brettern vernagelten Fensterbleiben erinnerten daran, daß da irgend etwas nicht in Ordnung gewesen war. Außerdem fielen mir die vielen Japaner auf, die in der Stadt herumliefen. Auf dem amerikanischen Konsulat wurde mir die Adresse eines Reisebureaus gegeben, und dort besorgte ich denn gleich meine Fahrkarte. Leider mußte ich gleich bis Stockholm nehmen, da großer Andrang war, und ich noch lange hätte warten müssen, ehe ich mir eine Fahrkarte nur durch Finnland hätte ausstellen lassen können, während die anderen fertig dalagen. Ebenso mußte ich für einen Hundertrubelschein ganz nach Willkür des Wechselnden schwedisches und deutsches Geld annehmen, wobei er seine Vorteile stark in Betracht zog. Ich war froh, daß ich eine Fahrkarte hatte. Ich hatte in den Reisebureau englisch gesprochen, doch gerade, als ich zur Türe hinaus wollte, machte man mich darauf aufmerksam, daß, falls ich Deutsche wäre, ich den Nachtzug nicht benutzen dürfte. Am nächsten Morgen standen auf dem finnländischen Bahnhofe Wagen 3. Klasse mit zugeklebten Fensterscheiben für die Deutschen bereit. Außerdem durften die Pässe nicht älter als drei Tage sein, sonst mußte man sich einen neuen in Petersburg ausstellen lassen. In Gasthäusern oder bei Bekannten zu übernachten sei verboten. Wer zum Aufenthalte gezwungen sei, mußte die Nacht auf dem Bahnhofe zubringen. Nun war ich allerdings Deutsche, und mein Paß war mir schon vor 14 Tagen fertiggestellt worden. Ich ließ mich aber nicht einschüchtern, fuhr nach dem finnländischen Bahnhof, ließ mein Gepäck nachsehen, das ich überhaupt nicht zu öffnen brauchte, und stieg ein. Kurz vor Abgang des Zuges wurden die Pässe abverlangt. Ich war sehr gespannt, ob man mich in den nächsten Minuten zum Aussteigen nötigen würde. Nichts von alledem! Wie alle anderen, so bekam auch ich, die Deutsche, meinen 14 Tage alten Paß geflempelt zurück. Wie froh war ich, und wie frei kam ich mir vor. Im Eisenbahnwagen fuhren fast nur Engländer und Franzosen mit, aber alle sprachen wenig und sahen sich einander so mißtrauisch an, und als wir zu Raumo ausstiegen und man uns leider lagen mußte, daß des großen Sturmes wegen keine Dampfer gekommen wären, da entpuppten sich in ihrer Bestürzung alle Engländer und Franzosen als Deutsche! Daß kein Dampfer da war und auch keiner in Aussicht war, machte uns allerdings recht angeregelagen. Zuerst dachten wir, man wollte die Deutschen wieder einschüchtern, wie man es in Petersburg mit dem Ausreiseverbot versucht hatte. Mancher wohl hatte sich dadurch zurückhalten lassen, wir aber wollten auch diesmal an den nicht erschienenen Dampfer nicht glauben und fuhren an den Hafen. Es war ein fürchterlicher Sturm und kein Schiff zu sehen. Wir fuhren in die Stadt zurück. Noch drei junge Mädchen hatten sich zu mir gesellt. Auf einem freien Platze, der vor Sauberkeit blitzte, — wir waren ja hier in Finnland und nicht mehr im schmutzigen Rußland, das viel von diesem Teile seines Reiches in bezug auf Reinlichkeit und Freundlichkeit lernen könnte — warteten wir der Dinge, die da kommen sollten. In einem Gasthause unterzukommen, war unmöglich. Alle waren überfüllt, da schon seit drei Tagen die Reisenden auf einen Dampfer warteten. Als wir nun nicht müßten, wohin mit unserem Gepäck, winkte uns eine freundliche Dame aus einem gegenüberliegenden Hause zu und forderte uns auf, bei ihr zu übernachten. Wir konnten ihr nicht genug für ihre freundliche Aufnahme danken. Sie wäre Finnländerin, nicht Russin, erzählte sie uns. Um nächsten Abend kam glücklicherweise ein Dampfer, aber nur ein kleiner. Wir konnten aber, außer den am letzten Tage angekommenen Reisenden, alle untergebracht werden, ob mit oder ohne Kajütte war uns einerlei. Auch ging der Dampfer gar nicht nach Stockholm, sondern nach Gefle. Nach Stockholm gingen keine Dampfer mehr, da nach den letzten Stürmen Minen losgerissen waren. Ob man das wohl in dem Reisebureau in Petersburg gewußt hat, als man uns Fahrkarten durchaus gleich bis Stockholm verkaufen wollte?! Wir konnten schon auf dem Schiffe übernachten; am nächsten Morgen in aller Frühe fuhr es ab. Es herrschte ein fürchterlicher Sturm, und wie eine Nußschale tanzte der kleine Dampfer auf den Wellen im Bottnischen Meerbusen. Gegen 6 Uhr abends kamen wir in schwedischen Hafenstädtchen Gefle an, mehr tot als lebendig. Dort wurden wir wieder sehr freundlich aufgenommen. Damen und Schüler, die deutsch sprachen, besorgten unser Gepäck und brachten uns in den Zug nach Upsala-Stockholm. Nach Mitternacht kamen wir dort an und hatten große Schwierigkeiten, Unterkunft zu finden, da alle Gasthäuser nur bis 12 Uhr nachts auf haben durften. Am nächsten Morgen fuhr ich gleich weiter nach Malmö, Trelleborg durch landschaftlich wunderschöne Gegend, bald durch Radelwald, bald durch herbstlich gefärbten Laubwald, bald an Seen vorüber. Von Trelleborg konnte ich erst am nächsten Morgen nach Saßnitz hinüberfahren, da der Nachtschiffverkehr eingestellt war. Viele Deutsche, die meist aus Rußland kamen, fuhren noch mit.

Wie froh waren wir, daß wir nun nach Deutschland fuhren, wenn dort auch Hungersnot wäre, wenn es auch seinem Verderben entgegen ginge. Es lag uns, als wir am Mügens Kreidefelsen fuhren, nichts näher, als mit dem Dichter und Sänger einzustimmen in: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!" E. G. M.

Feldbriefe aus Rußland.

An den Ufern der Bzura.

Eine kühne Autoromobilfahrt über die Schlachtfelder an der Bzura, auf denen unsere Truppen jetzt so namhafte Erfolge errungen haben, gibt der Berichterstatter Graf Alfons Pestalozze, der dabei die Gelaudnis vom russischen Oberkommando erhielt:

„Diesen Morgen hat es geschneit, und die trübe, braune, polnische Ebene ist in glitzerndes Weiß gekleidet. Zu unserm Häuptern drückt ein schmutziger, stürmischer Himmel nieder, der kaum höher zu sein scheint, als eine graue Zimmerdecke. Im Norden strecken ein paar Bäume ihre nackten Zweige in die Oede hinein und malen einen schwarzen Fleck auf die Leinwand von Grau und Weiß. Das ist die Schlachtlandschaft. Zwischen den Bäumen da fließt die Bzura. Vor uns dehnt sich die Ebene, flach und leer; hie und da schwarze Punkte, einzelne Gehöfte, während im Süden die Straße nach Kalisch läuft, von einer langen Linie lautloser Bäume eingefaßt. Im Westen liegt Schacaczew, ein dunkles Gewirr von Häusermassen nahe dem Wege, der zum Fluß sich hinzieht. Durch diese Landschaft kriechen ein und da Gestalten. Es sind müde Reiter, deren kleine Pferdchen die Nase tief auf den Boden hängen lassen. Auch die Kanoniere an der Batterie zur Rechten sind müde, und nur selten hört man die dumpf dröhnende Stimme ihrer Geschütze. Hinter dem Horizont im Norden wollte wie Donnerhallen der vielstimmige Chor von Kanonen: aus der Baumgruppe kommt ein anderes Gerausch. Pop, pop, pop, popaaaaaaa — es ist der Ton des Gewehrfeuers. Das knattert schon den ganzen Morgen, aber ich kann mir die Augen aussehen, ohne einen Soldaten zu erblicken. Ihre Schützengräben sind mir gezeigt worden, aber das ist der Kniff der Russen, daß sie ihre Gräben fast unkenntlich anlegen. Stunde auf Stunde antwortet so Kanone auf Kanone über die Ufer der Bzura. Granate an Granate wühlt sich in den weichen Boden. Die Gewehre knattern unaufhörlich. Gewinnen wir? Verlieren wir? Es scheint, daß die Deutschen den Fluß unter uns überschritten haben, denn ihre Granaten schlagen bereits bedenklich nahe ein.

Wir retten uns nach Sochaczew. Es ist eine Stadt der Toten. Seine schweigenden Straßen lassen den Knall unseres Motors unheimlich widerhallen, wie wenn ein anderes gespenstisches Automobil hinter uns käme. Mit seinen fahlgelben und blauen Häusern sieht Sochaczew aus wie eine spanische Stadt. Die Aehnlichkeit wird noch erhöht durch die Bogengänge, die hier wie in Madrid gebaut sind. Hier und da lugt aus den Fenstern ein fahles Gesicht. Die angstvollen Augen sind fragend auf uns gerichtet. Fast jedes Dach ist durch die Beschießung zerstört, so daß nur noch einzelne Sparren wie Skelette herausragen. Wir halten auf dem Marktplatz, kommen zu der Kalischer Wegbrücke, und die Bzura fließt vor uns, ein flimmernder gelber Streif, der jetzt Weltruhm errungen hat. Kahle braune Bäume recken sich am anderen Ufer empor. Kaum 400 Schritte sind wir von den deutschen Schützengräben entfernt. Das ist uns noch zu ungemütlich, und wir kehren wieder um. Wieder geht es durch das zerschossene Sochaczew; wir fahren zurück zu dem Hauptquartier der ersten Armee, unaufhörlich begleitet vom Kanonendonner, der den Grundton in diesem einförmigen Schlachtenbild abgibt. Eine Patrouille mongolischer Kavallerie reitet vorüber. Sie tragen schäbige schwarze Papahs, die russische Bezeichnung für ihre hohen Mütze, und lange purpurrote Mäntel, die der einzige Farbenton in dieser grauen Landschaft sind. Um das Hauptquartier stehen einige Automobile; es sind aber viel zu wenig, um bei dem Transport der Truppen mitzusprechen. Die Soldaten werden zumeist auf leichten Wagen transportiert, die bisweilen von vier Pferden gezogen werden. Die halben Räder versinken im Schmutz. Endlose Reihen von sibirischen Ponys bedecken alle Straßen und suchen mühsam ihren Weg. Große Schwierigkeiten bereitet das Ausheben der Schützengräben. Die Stiche der Spaten und die Schläge der Hacken kommen sehr leicht durch die Oberschicht des Bodens, aber lockern nur um wenige Zoll die gefrorenen Unterschichten. Das ist eine der schwersten Aufgaben, die der Winter dem Soldaten stellt. Es ist jetzt fast unmöglich, tiefere Gräben in der Front auszuheben, als solche, in denen man gerade knien kann. Die sibirischen Ponys scheuen vor unserem Auto; sie sind an so etwas noch nicht gewöhnt. In der Feuerlinie sind gerade Leute mit dem Anlegen eines Feldtelephons beschäftigt. Sie führen die Drähte in der Richtung nach Gostynin. Es ist ein Beweis, daß die Schlacht nach dieser Richtung sich hinzieht. Ueberall sieht man die hohen Stangen der Telephonanlagen herausragen. An Stelle der hin und her galoppierenden Ordonnanzen sind jetzt diese langen Linien Kupferdraht getreten, die zu jedem Winkel der Front führen. Nicht nur an den Artilleriestellungen findet man Telephone, sondern sogar an den vorgeschobenen Schützengräben, und öfters trägt der Kupferdraht einen dringlichen Ruf um Verstärkungen in einer Spanne Zeit fort, in der eine Ordonnanz noch nicht einmal ihr Pferd satteln könnte. Das Feuer der deutschen Kanonen ist unerträglich. Die Nacht bricht dunkler und dunkler herein. Jeder hat genug für diesen Tag . . ."

Ein Kriegsfreiwilliger in Polen

schreibt nach der Einnahme von Lodz:

Heute machten wir wieder eine „Fahrt" über die Front hinaus. Da es ziemlich kalt ist und etwas geschneit hat, und die wenigsten Pferde Stollen haben, haben die Tiere heut wieder schwere Arbeit gehabt, denn die Wege waren fürchterlich glatt. Ueberhaupt: Rußlands Wege spotten jeder Beschreibung.

Wir und die Oesterreicher haben weniger Infanterie, aber viel Artillerie hier. Den Russen fehlen Lebensmittel und Munition. Die Russen sind kolossal verschwenderisch mit ihrer Munition. Die Artillerie schießt sehr gut, aber die Geschosse bzw. die Munition tangen nichts. Die russische Kavallerie taugt gar nichts. Aliger sind bei ihnen noch eher doch sehr wenig anzuweisen. Es ist allerdings Tatsache, daß Russen (und Japaner, eine mongolische japanische?) Offiziere hat; doch man kann sich deren Aerger vorstellen, wenn auf geschossen wird, und die Granaten bzw. Schrapnells nicht krepieren.

Sonst scheint hier alles gut zu gehen. Die Tschechischauer Bevölkerung, namentlich aber die Juden, fühlen sich außerordentlich wohl unter deutscher Herrschaft. Wie müssen zu bereuen ist, daß bei den Polen ein kleiner Umschwung in ihrer Gesinnung stattgefunden hat. Während sie noch bei Ausbruch des Krieges deutschfreundlich waren, scheint jetzt das Gegenteil der Fall zu sein. Die Stimmungsmacher sitzen natürlich in Petersburg und Warschau. Es soll den Polen nach dem Kriege die Unabhängigkeit von der russischen Oberherrschaft versprochen sein, falls sie sich russophil gesinnt verhalten. Na, hoffentlich wird den Polen bei den andauernden Siegen Deutschlands klar, wie sie sich zu verhalten haben.

Uns wird so allmählich immer klarer, daß wir die Oesterreicher ganz gewaltig unterschätzt haben: sie sind außerordentlich tapfer und zähe. Daß wir anfangs nicht die Erfolge hatten wie wir, liegt daran, daß sie mit ungleich größeren Terrainschwierigkeiten, einschließlich Wegeverhältnissen, und mit der Alleinsiegkeit und Fleischlosigkeit Galiziens und Russisch-Galiziens zu kämpfen hatten. Jetzt haben sie sich schon eingelebt und danach eingerichtet.

Eine unbedingte Hochachtung muß man vor unseren Landwehr- und Landsturmmännern haben. Diese doch nicht mehr ganz jungen Männer haben die Strapazen an der Weichsel, überhaupt während des ganzen Feldzuges, mit einer geradezu wunderbaren Elastizität getragen und bieten jetzt in ihren zerschlissenen Uniformen ein wunderbares Bild deutscher Kraft und Schneidigkeit. Dabei geht diesen Soldaten nie der Humor aus, dieser gesunde Muttermitz, der namentlich den Schlesiern und Sachsen in hohem Maße eigen ist. Es ist tatsächlich eine geistige Erholung, bei ihnen zu weilen und sich mit

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191501101/fragment/page=0003

ihnen zu unterhalten. Ich bin überzeugt, daß keiner unter ihnen ist, der an dem Siege Deutschlands zweifelt und nicht sein Leben freudig für unsere gerechte Sache einsetzt. Mit solchen Soldaten können und werden wir auch siegen.

Mir geht es ganz gut, man lebt im Dreck weiter mit unregelmäßiger Nahrung und Schlaf. Nebenbei gesagt, hoffen alle Krieger, daß der Krieg ruhmlich für Deutschland zu Ende geht, und daß sie wieder nach Hause kommen können.

Beim zweiten Angriff auf Englands Küste.

Brief eines Mitkämpfers.

Ueber den von unserer Flotte am 16. Dezember gegen Hartlepool und Scarborough unternommenen Angriff liegt der erste Bericht eines Teilnehmers vor. Wir entnehmen dem im Hannoverschen Courier wiedergegebenen Briefe:

„Mit mehreren anderen Schiffen waren wir ausgelaufen und hatten den Kurs nach Englands Küste genommen. Jedes der an der Expedition beteiligten Schiffe erhielt eine besondere Aufgabe und alle sollten zu gleicher Zeit am Mittwoch früh die drei großen englischen Hafenstädte Hartlepool, Scarborough und Whitby bombardieren, um hier die Signalstationen, die Hafenanlagen und die militärischen Gebäude zu vernichten sowie die an diesen Plätzen befindlichen Küsten- und Strandbatterien zum Schweigen zu bringen. Ohne besonderen Zwischenfall kamen wir unserem gemeinschaftlichen Ziele, der englischen Ostküste, näher. Im Schutze der Nacht fuhren wir vollständig abgeblendet, so daß kein Lichtschimmer unsere Gegenwart verriet, dahin, und es gelang uns, unbemerkt durch die feindliche Patrouillenkette hindurchzuschlüpfen. Ich hatte einen großen Teil der Nacht über mit meinen Leuten Dienst am Scheinwerfer. An Schlaf war natürlich nicht zu denken, niemand empfand aber bei der natürlichen Aufregung, die uns beherrschte, ein Bedürfnis danach. Um 7 Uhr morgens bekamen wir die englische Küste in Sicht, unsere Freude kannte keine Grenzen mehr, als wir uns unserem Ziel näherten. Jetzt hieß es, besonders scharf aufpassen. Jeder Mann an Bord war auf seinem Posten. Ich hatte mit noch einem Heizer Dienst am Scheinwerfer, der während der Beschießung zum Signalisieren gebraucht wurde, und konnte von hier aus mit meinem Doppelglas alles gut beobachten. Vom Nebel etwas begünstigt, näherten wir uns immer mehr der englischen Küste. Jetzt kam vom Kommandanten der Befehl: „Schiff klar zum Gefecht, alle wasserdichten Schotten und Verschlußluken schließen." Unsere Geschütze waren schon längst klar zum Feuern.

Als erstes Ziel war die Signalstation des vor uns liegenden Hafens bestimmt worden. Nicht weit von der Küste entfernt erging der Befehl „Flaggen setzen", und gleich darauf flatterte lustig im Winde die deutsche Kriegsflagge am achtern Maste nach der nahen Küste ihren Gruß hinüber. Nun erfuhren die schlauen Engländer, mit wem sie es zu tun hatten, daß deutsche Kriegsschiffe so dicht vor ihrer Küste kreuzten, und daß sie auf ihrer für so sicher gehaltenen Insel weit vom Schuß wieder einmal von deutschem Wagemut überrumpelt worden waren. Sie setzten jetzt auch auf ihren Signalstationen die Flagge auf, doch die englischen Farben waren kaum auf halber Masthöhe angelangt, da donnerte auch schon die erste deutsche Salve nach der englischen Küste hinüber — und das ganze Gebäude mit der Signalstation war gewesen dank der Treffsicherheit deutscher Kanoniere. Und nun erdröhnte von unserem und dem in unserer Begleitung befindlichen Schiffe eine Salve nach der anderen, immer mit der vollen Breitseite, so daß jedesmal die Geschütze zu gleicher Zeit ihren Geschoßhagel auf die Küsten und Strandbatterien der Engländer herniederlaufen ließen. Die Herren des Weltmeeres kamen gar nicht so recht zur Besinnung und in wenigen Minuten bildeten die Befestigungswerke einen wüsten Trümmerhaufen. Die Engländer waren durch unseren unvermuteten Angriff völlig überrascht worden, und sie hatten wohl auch an nichts weniger gedacht als daran, daß deutsche Kriegsschiffe den Mut haben würden, sozusagen vor der Nase der „allmächtigen" englischen Ueberflotte bis dicht vor ihre Küste zu dampfen und die Schrecken des Krieges auch über ihre Insel selbst zu verbreiten. Hierin hatten die Herren „Engelländer" sich aber gründlich verrechnet.

Während des Kampfes hatten wir uns schließlich der englischen Küste noch mehr genähert, und Ihr könnt Euch wohl denken, daß ja jeder Schuß von uns gründlich „gesessen" hat. Die Mole von Scarborough wurde vollständig zerstört, desgleichen sanken auch mehrere militärische Gebäude unter unserem Feuer in Trümmer und Asche. Wir haben hier ganze Arbeit gemacht. Unser Feuer dauerte etwa 30 Minuten. Dann dampften wir nach dem Hafen von Whitby, wo das Spiel unserer schweren Schiffsgeschütze von neuem begann. Hier gerieten während der Beschießung ein englischer Personendampfer direkt in unsere Feuerlinie. Da dieses Schiff offensichtlich nicht genügend Rettungsboote an Bord hatte, um alle Passagiere im Falle des Sinkens des Schiffes retten zu können, stellten wir „Barbaren" auf einige Minuten das Feuer ein, damit der Dampfer wieder aus der Schußlinie gelangen konnte. Ob wohl die humanen Engländer, die auf unsere Soldaten mit Dumdumkugeln geschossen haben, ebenso rücksichtsvoll verfahren waren? Nachdem wir auch in Whitby die militärischen Anlagen zerstört hatten, war unsere Aufgabe gelöst, und wir traten wieder die Rückfahrt an. Gegen zwei Uhr schlug das bis dahin ziemlich klare Wetter um, eine hohe See setzte ein, so daß die Wellenberge sich haushoch türmten, bald brach auch die Dunkelheit herein, und im Schutze der Nacht erreichten wir den heimischen Hafen wieder. Unsere Schiffe erhielten bei dem gelungenen Anschlag nur einige Treffer, die aber kaum nennenswert sind. Der Schaden, den wir den Engländern zugefügt haben, muß dagegen ein ganz enormer sein, aber noch schwerer ist wohl die moralische Wirkung zu werten, die unser kühnes Erscheinen an der englischen Küste erzielt hat.

Die letzte Fahrt aus Tsingtau.

Die soeben eingetroffene Nummer des „Ostasiatischen Lloyd" vom 6. November bringt einen Bericht des Kommandanten des deutschen Torpedobootes „S 90", Kapitänleutnants Brunner, über die letzte Fahrt des Schiffes aus Tsingtau. Er lautet folgendermaßen:

Am 17. Oktober abends ging „S 90" in See, passierte die Blockadelinie und wich drei japanischen Torpedobootszerstörern, die zum Blockadegeschwader gehörten, unbemerkt aus. Draußen kreuzte das Boot in der Nacht vom 18. Oktober auf der Suche nach feindlichen Schiffen. Endlich, gegen 1.30 Uhr, wurde eines in dunklen Umrissen entdeckt; einen Schornstein und zwei Masten hatte es. Wir pirschten uns heran, ich erklärte dem Rohrmeister die Lage, Leutnant zur See Steinmetz schickte ich an das vordere Rohr und Leutnant zur See Grotte an das hintere. Beide konnten durch ihre vorzüglichen Nachtgläser die Rohrmeister unterstützen. Der Oberleutnant zur See der Reserve Häusler hielt die Wache auf der Brücke. Nun war es Zeit zum Angriff geworden. Im spitzen Winkel ging es auf den Gegner los, die Maschinen des alten Bootes gaben ihr Letztes her; unter der Leitung des bewährten Torpedomaschinisten Schäfer wurden Maschinen und Kessel in ausgezeichneter Weise bedient. Das unbemerkte Herankommen an den Feind war mir nur möglich geworden, durch das fast raucholose Fahren der Heizer. Nun waren wir auf fünfhundert Meter herangekommen, und ich drehte ab, um Torpedos abzufeuern. In kurzer Reihenfolge fielen drei Torpedoschüsse, der letzte nur auf etwa dreihundert Meter Entfernung. Man konnte die Laufbahn genau verfolgen; sie liefen auf das feindliche Schiff zu. Durch das mehrfache Aufblitzen aufmerksam geworden, gab der Gegner ein Alarmsignal. Kaum war dieses beendet, so erfolgten die Explosionen. Die dritte Explosion hatte geradezu eine gewaltige Wirkung. Ich hatte in der natürlichen Aufregung und der großen Nervenanspannung, in der ich mich befand, zunächst den Eindruck — und die Offiziere und Mannschaften auch —, als wäre „S 90" mit einem Geschützen unter Feuer genommen. Sprengstücke schlugen ringsum ein. Die Ereignisse erfolgten alle so blitzschnell aufeinander, daß ich mich jetzt nicht einmal erinnern kann, das gewaltige Krachen der Explosion gehört zu haben, das sogar „S 90" erzittern machte. Dann aber sah ich, wie das ganze Schiff buchstäblich in die Luft flog; Schornstein, Masten, Geschütze, Metall wirbelten in der Luft herum, und eine etwa 100 Meter hohe Kordsäule schoß aus dem Schiff empor. Ein Hagel von Sprengstücken ergoß sich über das Boot, und „S 90" mußte noch etwa eine Strecke von 200 Metern durchlaufen, ehe es aus diesem Hagel herauskam. Es ist ein Wunder, daß nicht einer der an Deck befindlichen Mannschaften getroffen wurde. Neben mir fiel ein etwa drei Kilogramm schwerer Eisenklumpen nieder. Ich nahm es nicht fort, weil ich später darüber stolperte. Der Torpedomaschinist bemerkte ein Sprengstück von mindestens einem Meter Durchmesser, das im hohen Bogen über das Boot hinwegflog und ins Wasser fiel. Außer einigen Beulen hat das Boot keine Beschädigung erlitten.

„S 90" wurde vom Feind, dem die Explosion natürlich nicht entgangen war, sofort verfolgt, entkam aber in der ersten Verwirrung unter dem Schutze der Dunkelheit. Eine Rückkehr nach Tsingtau war unmöglich, da der Feind den Rückweg abgeschnitten hatte. Etwa nach Schanghai zu kommen, war aus anderen Gründen nicht möglich. Im Morgengrauen erreichte ich die Küste und sprengte das Boot mit dem verbliebenen Reservetorpedo noch eben vor Erscheinen des Feindes. Vorher wurden unter Ausbringung von drei Hurras auf den Kaiser Flagge und Wimpel niedergeholt. „S 90" war ein totales Wrack. Die drei Rohrmeister aber, deren Torpedos alle getroffen hatten, sind: Torpedoobermatrosenmaatsmaat Gräfe, Torpedobootsmannsmaate Pfeiffer und Kargus. Die gesamte Besatzung hatte sich vom Beginn der Ausfahrt an bis zuletzt vorzüglich gehalten und auf allen Gefechtsstationen mit Ruhe und Umsicht gearbeitet. Auch bei unseren früheren Unternehmungen, im Gefecht mit „Kennet" und in Gefechten mit japanischen Landbatterien in der Bucht von Kiautschou war die Haltung der Besatzung vorzüglich und die Artillerieschießleistungen waren gleich gut.

Kriegsallerlei.

Ein Brief vom früheren Generalquartiermeister v. Stein.

Generalleutnant v. Stein hat auf einen ihm vom Redakteur des „Magyar Hirlap", Richard Rado, zugegangenen Brief folgende Antwort gesandt:

„Geliliger Abend 1914.

Geehrter Herr Redakteur! Für Ihren Brief danke ich herzlich. Meine Antwort kann zum Weihnachtsfeste nicht mehr eintreffen, vielleicht aber zu Neujahr. Ich schreibe nicht gerne für die Oeffentlichkeit, wenn es nicht meines Amtes ist. Da Sie aber glauben, daß eine Nachricht vor mir Ihren Landsleuten, unseren treuen Bundesgenossen, eine Freude machen würde, so folge ich Ihrem Wunsche. Aengstliche und abergläubische Gemüter haben nach Ihrer Mitteilung meinen Namen mit den Erfolgen verknüpft, die ich verkünden, aber nicht selbst erringen durfte. Wenn man siegen will, darf man weder ängstlich noch abergläubisch sein. Ich bin glücklich, jetzt an der Spitze einer braven Truppe zu stehen. Nun darf ich nicht mehr Taten verkünden, sondern will selbst handeln. Das Wort kann eine große Macht sein, aber hinter ihm muß die Tat stehen, die schweigend verrichtet wird. Grüßen Sie Ihre Landsleute und fagen Sie ihnen meine herzlichsten Wünsche zum beginnenden Jahre. Möge es uns vollen Sieg und den Frieden bringen."

Ein Grunewalder hüben — ein Lichterfelder drüben.

(Eine Unterhaltung zwischen Schützengräben.)

Ein interessantes Erlebnis berichtet ein im Felde stehender Fahnenjunker, der beim Ausbruch des Krieges am Grunewalder Gymnasium das Notexamen ablegte, in einem im „Grunewald-Echo" veröffentlichten Feldpostbrief:

Gestern, den 24., hat es viel geschneit. Heute Dreckwetter, aber gemütlich ist es hier! Zu erleben aus folgender kleinen, wirklich wahren, wenn auch unglaublich erschienenden Geschichte. Wir haben mit einer Sappe eine französische durchbrochen und an dieser Stelle verbarrikadiert. Auf sechs Meter Entfernung stehen sich nun dort ein deutscher und ein französischer Doppelposten gegenüber. Gestern hatte ich in der Nähe zu tun. Da hat mich ein Unteroffizier, einige französische Worte auf einen Zettel zu schreiben, den er zu den Franzmännern hinüberwerfen wollte. Ich tat das natürlich, da ich auf den Erfolg riesig gespannt war. Der war der: Wir hörten ganz deutlich, wie einer daneben den Zettel vorlas. Darauf rief ich hinüber und stellte französisch einige Fragen. Von drüben antwortete einer und fragte dann, ob ich glaube, daß wir zu Weihnachten zu Hause wären, ob wir nachts frieren u. a. m. Dann rief mich plötzlich eine Stimme auf Deutsch an, ganz tadellosem Deutsch, und fragte, wo ich her sei. Im Laufe der weiteren Unterhaltung erzählte er, daß er Oberlehrer sei, er habe viele Jahre als Sprachlehrer in Lichterfelde gewohnt und an der Steglitzer Realschule unterrichtet. Er kannte auch das Grunewalder Gymnasium und unseren vortigen Franzosen Deschamps, bei dem ich ja jahrelang Konversation getrieben habe. Bei Euch soll ich anfragen, ob man in Lichterfelde oder Steglitz ihn, den Oberlehrer Pezigrad, kenne. Er warf uns dann Tabak, mit dagegen Schokolade herüber. Er wollte heute um 1 Uhr wieder da sein, ich habe aber mit dem Unteroffizier vergeblich auf ihn gewartet, und so bin ich auch die deutschen Zeitungen, die ich heute hinüberwerfen wollte, heute nicht losgeworden. Alles war ganz ungefährlich, und braucht Ihr Euch deshalb nicht zu ängstigen. Unserem Major mußte ich soeben Bericht über das Erlebte erstatten. Im Laufe meiner geschilderten ungefähr einstündigen Unterhaltung hatte sich unser Laufgraben mit vielen Neugierigen gefüllt, die gespannt zuhörten. Uebrigens kam ich mal auf unseren Kaiser zu sprechen; da machte der Franzose eine unbeutliche Bemerkung und fügte schnell hinzu, daß wir Politik beiseite lassen müßten.

Ein deutsches Wort.

Ueber eine kurze Unterhaltung zwischen einem deutschen Gefangenen und einem russischen Offizier berichtet der „Kuhjeje Slowo". Ein junger, verwundeter deutscher Soldat, den das Eiserne Kreuz schmückt, wurde von einem Kosakenleutnant gefragt:

„Wo kommen Sie her?"

„Aus Lille. Ich gehöre zur Kavallerie und wir haben im Westen gegen die Franzosen gekämpft."

„Haben Sie dort Ihr Eisernes Kreuz bekommen?"

„Jawohl, ich und viele meiner Kameraden. Seit Beginn des Krieges war ich ja der Front. Ich habe bei Lille gefochten, dann in Cherreich, dann wieder in Nordfrankreich und in Belgien. Von dort bin ich hierher gekommen. Wir haben in den letzten Monaten das Eisenbahnfahren gründlich kennen gelernt."

„Wie wurden Sie gefangengenommen?"

„Ihre Kavallerie hatte uns umzingelt. Auf beiden Seiten gab es starke Verluste. Ich wurde verwundet und so wehrlos. Aber das hat gar keine Bedeutung!"

„Wieso keine Bedeutung?"

„Weil meine Kameraden Warschau nehmen werden und zwar bald. Die Schlacht vor Warschau ist unsere Kaiserschlacht und da müssen wir siegen, denn sonst kehrt keiner von uns nach Hause zurück!"

Das unerwartete Wiedersehen.

Aus Emden wird geschrieben: Eine wohl einzig dastehende Ueberraschung wurde den hier untergebrachten Verwundeten anläßlich einer Weihnachtsbescherung zuteil, welche die hiesige Bürgerschaft den Kriegern bereitete. Infolge der außerordentlichen Gebefreudigkeit, die zu dem genannten Zweck in allen Kreisen der Stadt an den Tag gelegt wurde, waren so erhebliche Mittel aufgebracht worden, daß es nicht allein möglich war, die Verwundeten mit praktischen Gegenständen zu beschenken, sondern ihnen noch eine ganz besondere Freude zu machen. Als nämlich die Feier vor sich ging, waren die Krieger nicht wenig erstaunt und überrascht, ihre Angehörigen vor sich zu sehen, denen es die Opfermitgliedschaft der Gmden ermöglicht hatte, zum Teil aus weiter Ferne herbeizueilen. Das gab ein leuchtend frohes Wiedersehen zwischen Eltern und Söhnen, Gatten und Gattinnen, Verlobten und Liebenden. Und es waren nicht wenige unter den tapferen Kriegsmannen, denen ob dieser sinnigen und unerwarteten Weihnachtsfreude das Herz weich wurde und in deren Augen das Herzenslicht des Christbaumes einen feuchten Schimmer erkennen ließ.

„U 9" — sein Ruhm reicht bis in die Newyorker Tiefbahn.

Die Kombination des Buchstabens U mit der Ziffer 9 hat Weltruf erlangt. Es gibt heute wohl keinen Kulturmenschen, der nicht weiß, was die Zauberformel „U 9" bedeutet. Namentlich die Herren Engländer wissen es. Daß die deutsche Industrie „U 9"-Artikel herstellt oder herstellen wird, darf füglich nicht Wunder nehmen, aber daß auch in Amerika der Name des mörderisch wirkenden Unterseebootes, und zwar nicht nur von Deutschen, sondern auch von Stockamerikanern hoch in Ehren gehalten wird, ist ein erfreuliches Zeichen. Beim Bau der 4. Ave.-Tiefbahn in Brooklyn, so teilt die „New Yorker Staatszeitung" mit, steht auf der Stationsstrecke zwischen 67. Str. und 72. Str. eine Lokomotive zur Fortschaffung von Sand und dergleichen in Verwendung, deren Führer von den Leistungen Kapitänleutnants Weddigen und seines Bootes so entzückt ist, daß er die Maschine „U 9" getauft und ihr den Ehrennamen mit Delfarbe fein säuberlich auf den Kambüsenlieb geschrieben hat.

Geschoßlaunen.

Vor kurzem ging ein Geschichtchen durch die deutsche Presse, das von der sonderbaren Laune eines Geschosses berichtete. Es suchte sich ausgerechnet die Gewerbmühle eines deutschen Soldaten als Ziel- und Ruhepunkt aus und verkroch sich sorglich in dem fremden Lauf. Dieser seltsame Zufall ist ein historisches Gegenstück, das von der Belagerung von Mainz im Jahre 1793 erzählt wird. Damals flog nämlich das Geschoß eines preußischen 24-Pfünders in die Mündung einer französischen Kanone. Da diese geladen war, entzündete sich das Pulver, und so kehrte die preußische Kugel mit der französischen zurück.

Ein Nachtgefecht.

In der Arbeiterzeitung veröffentlicht Karl Bröger, der Feuilletonredakteur der „Fränkischen Tagespost" in Nürnberg, der an der Westfront im Felde steht, folgendes Gedicht:

Ein Nachtgefecht.

Weit strecken wir die Arme in die Nacht ...
Der dritte Tag, im Graben zugebracht!

Die Glieder steif und krumm von langen Liegen,
Fühlt sich ein jeder wie dem Grab entstiegen.

„Noch da, Kameraden? Noch nicht aufgeb'nt?"
Fragt's durch den Nebel, der in Schwaden braut.

Und Mann für Mann, was aus der Deckung klettert
Denkt froh bei sich: Nun hat es ausgewettert.

Wer hat noch einen Krumpen Brot im Sack?
Ein Maul voll Wasser — eine Pfeif' Tabak?

„An die Gewehre!" — Ei, verfluchter Tanz!
Warum schon wieder hinter Wall und Schanz?

Die Nacht gähnt tief wie eine dunkle Gruft,
Raketen segeln lautlos durch die Luft.

Dort von der Höhe — wie es rennt und hetzt —
Zweihundert Meter ... Hundert ... Fünfzig ... Jetzt ...

Ein kurzes Tak-tak-tak ... Es kracht, es knallt ...
Millionen Blitze zucken aus dem Wald.

Von hinten grollen zornig, dumpf und schwer
Die Einundzwanzig-Zentimeter her.

Und die Maschine ohne Rast und Ruh
Tak-tak — als hämm're einer Särge zu ...

Scheinwerferlicht flammt auf; es sucht nach Nacht,
Und findet wirre Haufen auf der Flucht.

„O, camerades allemands!" — Mit Ach und Au
Würgt einer sich zu Tod im Drahtverhau.

Aus Wall und Graben, zwischen Ried und Rohr
Heult uns Geschrei von Sterbenden ins Ohr ...

„Gewehr in Ruh!" — Lauf gloitet neben Lauf,
Wir träumen schwer und fahren manchmal auf.

Für die Leser des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen bringen wir einen

KRIEGS-ATLAS

enthaltend **10 Kriegskarten** über sämtliche Kriegsschauplätze der Erde. Die Karten sind erstklassige Stiche in sechsfarbiger Ausführung und sind so sinnreich gefalzt, dass jede gewünschte Kriegskarte bequem entfaltet werden kann, während der ganze Atlas in elegantem Ganzleinenband bequem in der Tasche zu tragen ist. — Infolge Herstellung einer grossen Auflage ist es uns möglich, diesen Kriegs-Atlas

zum ausserordentlich niedrigen Preise von Mark 1.50

unseren Lesern anzubieten.

General-Anzeiger für Halle und Provinz Sachsen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191501101/fragment/page=0004